

„Ein Gefühl für die Unsicherheit der Existenz“ - Gespräch mit Barbara Honigmann

**Lena Ekelund:** In Ihrem Vater-Buch *Eine Liebe aus nichts* von 1991 lassen Sie Ihre Erzählerin, die gerade aus der DDR nach Paris ausgeweicht ist und sich dort verloren fühlt, einmal sagen: „Ellis Island ist meine Heimat“. Warum ausgerechnet dieser Ort, der symbolisch für die Auswanderung nach Amerika steht?

**Barbara Honigmann:** Das ist eben dieser Zwischenort, ein Ort, an dem man richtig zuhause wahrscheinlich nie ist, und immer noch wartet. Als ich das beschrieben habe, war ich selbst noch gar nicht auf Ellis Island gewesen. Aber es gibt da ein Zitat von Georges Perec, das ich später auch noch einmal in meinem eigenen Aufsatz *Meine sephardischen Freundinnen* (aus dem Band *Damals, dann und danach* von 1999) verwendet habe, und das mir aus dem Herzen spricht (*liest vor*): „...einige von den Worten, die für mich mit dem Wort Jude unauflöslich verbunden sind: die Reise, die Erwartung, die Hoffnung, die Unsicherheit, der Unterschied, die Erinnerung...“. An dieses Zitat dachte ich, als ich das Bild von Ellis Island ausgewählt habe. Das ist für mich ein magischer Ort. Ankommen, Erwartung – all das sind ja auch jetzt gerade wieder hochaktuelle Themen. Hoffnung, Ungewissheit – dieses Sich-in-Situationen-Begeben, in denen man sich aufmacht, und dann wird aber vieles ganz anders, als man es sich gedacht hat.

**Lena Ekelund:** Wenn man den Bogen schlägt von *Eine Liebe aus nichts* mit dieser Erzählerin, die sich an Bahnhöfen und in Cafés aufhält und nirgends so richtig ankommt, hin zu Ihrem neuesten Buch, der *Chronik meiner Straße* (2015), in der Sie vom Leben in Ihrem Viertel in Straßburg erzählen, kann man sich fragen, ob die Ortlosigkeit langsam verschwindet aus Ihren Texten.

**Barbara Honigmann:** Ortlosigkeit klingt mir ein bisschen zu dramatisch. Was aber immer bleibt, ist das Gegenteil von einem richtigen Verwurzeltein, einer Sicherheit, auch im übertragenen Sinne. Das Gegenteil von Sicherheit ist vielleicht nicht Unsicherheit, sondern Offenheit. Das, was mich interessiert in meinem Schreiben und an meinen Figuren, und was auch in der *Chronik* vorkommt, ist so ein Gefühl für die Unsicherheit der Existenz. Dass man sich ein Bewusstsein dafür erhält und nicht glaubt, ich gehöre jetzt hierhin und mein Leben steht unter diesem Stern und unter keinem anderen.

**Lena Ekelund:** In der *Chronik* erzählen Sie auch vom Laubhüttenfest, das an das Provisorische jeder Behausung und Beheimatung erinnern soll – sehen Sie sich mit diesem Bewusstsein, von dem Sie gerade sprachen, in einer jüdischen Tradition?

**Barbara Honigmann:** Ja, das hängt mit der jüdischen Tradition und mit der jüdischen Religion zusammen. Die Laubhütte ist ja eine religiöse Metapher. Wenn man das einordnet

in den Feiertagszyklus, dann beginnen wir erst das neue Jahr, voller Hoffnung, mit vielen guten Vorsätzen, dann kommt mit Jom Kippur das große Pardon, und danach dann mit Sukkot, dem Laubhüttenfest, so ein bisschen eine kalte Dusche: Da geht es dann um die große Befreiung, den Auszug aus Ägypten, und plötzlich steht man da und hat so eine Wüste um sich herum und weiß nicht, was jetzt noch kommt. Diese Freiheit, das ist im Grunde so wie bei dem Bild von Ellis Island: Man ist entronnen, man ist in Freiheit, aber was kommt nun?

**Lena Ekelund:** Wenn Sie so etwas wie das Laubhüttenfest beschreiben, haben Sie dann bestimmte Leser im Kopf? Jüdische oder nichtjüdische Leser? Denken Sie, dass Sie manchmal auch jüdische Begriffe oder Bräuche erklären müssen für nichtjüdische Leser?

**Barbara Honigmann:** Wenn ich ehrlich bin, denke ich nicht an Leser, und ich glaube auch nicht, dass andere Schriftsteller oder überhaupt Künstler im Prozess der Kreation an ein bestimmtes Publikum denken. Ich glaube, dass das abstrakt bleibt. Im Prozess der Veröffentlichung exponiert man sich natürlich, teilt sich mit, das gehört ja dazu, aber solange man an seinem Schreibtisch sitzt, bleibt das sehr intim. Das ja auch die Schwierigkeit einer Künstlerexistenz, dieses Paradox zwischen einer sehr intimen, einsamen Arbeit einerseits und dann dem Feedback des Publikums andererseits. Das gehört ja auch dazu, und das will man ja auch, sonst würde man ja nicht veröffentlichen, sondern gar nicht schreiben oder nur in ein kleines Tagebuch, das man dann in die Schublade legt. Offensichtlich gibt es da eine Mitteilungssehnsucht und auch einen Wunsch nach Form...aber nicht unbedingt einen Wunsch zu erklären.

**Lena Ekelund:** Sie erzählen sehr persönliche Geschichten, unter anderem die Ihrer Eltern –

**Barbara Honigmann:** Meine Texte sind nicht wirklich Fiktionen. Ich spreche ganz offen von meinen Eltern. Aber nicht deswegen, weil ich die Geschichten meiner Eltern interessanter finde als andere. Sie sind eben in die große Geschichte eingewoben und in unser Herkommen. Insofern habe ich nicht das Gefühl, dass ich mir etwas ausdenken muss, wenn ich das, was ich zeigen will, anhand ihrer Geschichte zeigen kann – anhand meiner Familiengeschichte sozusagen.

**Lena Ekelund:** Exil kommt als Thema und Motiv auf vielfältige Weise in Ihren Texten vor. Nicht nur in den konkreten Geschichten Ihrer Eltern, sondern beispielsweise auch in dem Narrativ vom Sündenfall, im Kleist'schen Motiv des verschlossenen Paradieses, das immer wieder auftaucht. Ist Ihre Literatur eine Literatur des Exils?

**Barbara Honigmann:** Wenn wir das in einen weiteren Begriff fassen, würde ich sagen: ja. Natürlich war ich selbst nicht im Exil oder betroffen wie andere, die wirklich flüchten müssen, aber in einem metaphysischen Sinne trifft das auf meine Texte zu. Es interessiert mich sehr,

und ich denke viel daran. Abgesehen von der rein biografischen Tatsache, jüdisch zu sein, hat auch dieses Thema des Exils mich bewegt, weiterzugehen in Richtung einer religiösen Praxis, und das ist es auch, was mich mit an den religiösen Texten angezogen hat, die dazugehören.

**Lena Ekelund:** Haben Sie sich auch mit sogenannter klassischer Exilliteratur beschäftigt?

**Barbara Honigmann:** Mit Brecht bin ich aufgewachsen, sicher, das war die Generation meiner Eltern. Brecht war sehr präsent, sehr nah – Brechts Theater, Brechts Gedichte.

**Lena Ekelund:** Haben die Exilbiografien Ihrer Eltern Ihren Blick auf die DDR geprägt?

**Barbara Honigmann:** Ja, klar. In der DDR und auch in Deutschland allgemein, da war ein großer Unterschied zwischen uns, also den Kindern derer, die aus dem Exil wiedergekommen sind, und den Deutschen – das waren zwei Geschichten, die sich da begegnet sind, die zwar ineinander verschlungen waren – aber uns war der Unterschied zu den anderen immer sehr deutlich.

**Lena Ekelund:** Welche Probleme ergeben sich, wenn man wie Sie sehr autobiografisch schreibt?

**Barbara Honigmann:** Es ist immer schwer. Einerseits entschieße ich mich: Ich schreibe, ich veröffentliche, rolle sozusagen den Teppich aus, und dann ist es oft ein bisschen zu nah in der Begegnung mit dem Publikum oder mit den Leuten, die sich mit meinen Büchern beschäftigen oder darüber schreiben. Wenn dann jemand kommt und mich direkt anspricht als Person, dann bin ich doch manchmal ein bisschen erschrocken. Ich hätte dann lieber mehr Diskretion, bin aber selber indiskret. Das ist mir schon klar, das ist einfach widersprüchlich. Man liefert sich aus mitsamt seinen biografischen Schichten und muss sich dann auch wieder schützen.

**Lena Ekelund:** Hatten Sie dieses Gefühl auch beim Schreiben über Ihre Eltern?

**Barbara Honigmann:** Meine Eltern sind beide schon lange tot. Es ist sicher kein Zufall, dass ich erst angefangen habe zu schreiben, als ich erstens weg war aus Berlin, und zweitens, erst nachdem ich meine Eltern begraben hatte – wobei das erste Buch noch zu Lebzeiten meiner Mutter erschienen ist, mein Vater allerdings war damals schon gestorben, und ich habe ihm das Buch gewidmet. In ihrem Schatten, als sie noch lebten, wäre das Schreiben schwierig gewesen für mich. Andererseits habe ich nicht das Gefühl, dass ich ihnen Unrecht tue oder über ihren Kopf hinweg irgendetwas über sie erzähle. Meine Mutter hat ihre Geschichte wenig reflektiert, oder vielleicht hat sie sie reflektiert, aber sich dazu nicht geäußert, und so hat sich eine Menge angestaut bei mir.

**Lena Ekelund:** Ich hatte auch beim Lesen der *Chronik* den Eindruck, dass Ihre Mutter in diesem Text sehr präsent ist.

Barbara Honigmann im Gespräch mit Lena Ekelund. In: Exilograph Nr. 24, 2016: Verzeichnete Erschütterungen. Autobiografie und Exil, Hg. v. Doerte Bischoff, S. 17-19.

**Barbara Honigmann:** Ja. Es ist wirklich erstaunlich, wie präsent die Toten noch sind. Auch in Gesten und in Redewendungen, was schön ist. Wir haben solche Redewendungen in der Familie. Das hat meine Mutter immer gesagt, das hat mein Vater immer gesagt, und jetzt sagen es schon meine Kinder und sogar meine Enkel...

**Lena Ekelund:** ...die Familiensprache...

**Barbara Honigmann:** Genau, die Familiensprache, wie in dem schönen Buch von Natalia Ginzburg, *Das Familienlexikon* (ital.: *Lessico familiare*, 1963), da ist das wiedergegeben, wie die Familiensprache sich über Generationen weiterträgt.

**Lena Ekelund:** Ist der Titel *Chronik meiner Straße* eigentlich auch eine Anspielung auf Wilhelm Raabes *Chronik der Sperlingsgasse*?

**Barbara Honigmann:** Ja, natürlich! Ich habe das oft gelesen und mag es sehr. Es ist teilweise schön, teilweise sehr biedermeierlich. Aber der Titel hat mich schon lange begleitet, ich wusste schon bevor ich mit dem Buch wirklich angefangen habe, dass ich das übernehme.

**Lena Ekelund:** Der Erzähler bei Raabe sitzt träumend am Fenster, und bei Ihnen sitzt die Erzählerin auch dort, „halb in Träumen, halb in Gedanken“.

**Barbara Honigmann:** Das ist die eigentliche Idee, dieses „halb in Träumen, halb in Gedanken“. Natürlich soll es keine richtige Chronik sein. Chronik nur im Sinne der Zeit, die da vor meinem Fenster abläuft und durch die Straße läuft, wo sich dann verschiedene Episoden abspielen.

**Lena Ekelund:** In der *Chronik* skizzieren Sie die Geschichten vieler Figuren, die geflüchtet oder migriert sind. Ist das etwas, was Sie besonders interessiert, die Figur des Flüchtlings?

**Barbara Honigmann:** Schon, aber der Anlass zum Schreiben sind immer die Begegnungen mit Leuten, jeder hat seine Geschichte, auch die, die ich „das andere Frankreich“ nenne. Die sind nicht aus anderen Ländern geflohen, aber tragen auch so ihre Geschichte mit sich herum und sehen nicht gerade so aus, als ob sie alles ganz prima hingekriegt hätten. Manchmal ergeben sich die Geschichten aus richtigen Beziehungen wie denen zu den Nachbarinnen oder zu der unglücklichen Freundin, die sich später das Leben genommen hat, und andere sind nur zugetragene Andeutungen und Fragmente von Lebensgeschichten. Die Figur der alten bosnischen Frau, der ich einmal über die Straße geholfen habe, sagt nur einen Satz, aber man kann daraus einen ganzen Roman machen.

**Lena Ekelund:** Hat sich Ihr Leben in Frankreich verändert nach den Anschlägen auf die Redaktion von Charlie Hebdo und den koscheren Supermarkt in Paris im Januar dieses Jahres?

**Barbara Honigmann:** Alle waren geschockt. Hier in der jüdischen Community war es wie

der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hat. Es gehen viele weg, und die, die noch nicht weggegangen sind, reden immer mehr davon. Ich muss zur Kenntnis nehmen, dass sich um uns herum die Stimmung sehr zum Schlechten gewandelt hat. Aber ich bleibe hier. Ich sage immer: Ihr könnt alle weggehen, aber ich gehe jetzt nicht noch mal woanders hin, das ist mir zu anstrengend.

**Lena Ekelund:** Wie ist Ihr Eindruck vom jüdischen Leben in Deutschland?

**Barbara Honigmann:** Dazu kann ich nichts sagen. Mein jüdisches Leben findet exklusiv hier in Frankreich statt. Das ist eine Teilung wie bei einem Ginkgoblatt, eine komische Existenz, ein Splitting: mein Schreiben und das Veröffentlichen in Deutsch, und der ganze Kontakt, der damit zu tun hat, findet in Deutschland statt, aber mein jüdisches Leben, alle Feiertage, finden hier statt. Und nicht nur die, auch die Kurse, die ich besuche, alles, was ich mir angeeignet habe an Text und Lehre, das hat alles hier und auf Französisch stattgefunden.

**Lena Ekelund:** In Forschungsarbeiten über Ihre Texte heißt es oft, die deutsche Sprache sei Ihre „Heimat“. Können Sie damit etwas anfangen?

**Barbara Honigmann:** Meine Sprache ist ganz eindeutig Deutsch. Ich schreibe Deutsch und lese auch viel auf Deutsch – ich kann zwar Französisch fließend sprechen, lese natürlich auch Zeitung oder auch mal ein Buch von Houellebecq. Aber auf Französisch schreiben kann ich nicht. Was aber genau nun Heimat ist – da sind wir wieder bei Ellis Island, das finde ich viel besser, diesen offenen Begriff. Klar, die Sprache ist meine Heimat, aber sie ist auch mein Gefängnis, wenn Sie so wollen. Vielleicht würde ich auch gerne auf Französisch oder auf Englisch schreiben, aber ich kann's ja nicht. Wenn das Heimat sein soll, dann ähnelt sie auch einem Gefängnis.